

Ausgabe 1 / September 2021

SEXARBEIT

Das ProCoRe-Magazin

*Die Geschichte der
Sexarbeit in der Schweiz*

Liebe Leserinnen und Leser

Wir freuen uns, dass Sie unser erstes ProCoRe Magazin «SEXARBEIT» lesen. In unserem Magazin beleuchten wir verschiedene Aspekte der Sexarbeit. Damit möchten wir einerseits das Wissen über die Sexarbeit zugänglicher machen und andererseits einen Beitrag zur Versachlichung der Prostitutionsdebatte in der Schweiz leisten. In unserem Magazin kommen Sexarbeitende und weitere Personen zu Wort, die sich in Forschung und Praxis auf eine vorurteilsfreie Art und Weise mit dem Thema Sexarbeit auseinandersetzen. Herzlichen Dank, dass Sie uns lesen!

Während des vergangenen Jahres wurden Sexarbeitende aufgrund von Covid-19 noch stärker als sonst stigmatisiert und isoliert. Wegen des beschränkten Zugangs zu staatlicher Unterstützung waren viele gezwungen, aus Not illegal weiterzuarbeiten. Verbote und Kriminalisierung führten zu einem Anstieg an Gewalt, ungewollten Schwangerschaften und sexuell übertragbaren Krankheiten.

Gleichzeitig versuchen gewisse Kreise die Diskussion um ein Sexkaufverbot regelmässig auf die politische und mediale Agenda zu bringen.

Sexarbeit stört offenbar – früher wie heute. Um herauszufinden, warum das so ist und um mehr über die Geschichte der Sexarbeit in der Schweiz zu erfahren, unterhielt sich Nathalie Schmidhauser von ProCoRe für die erste Ausgabe des Magazins mit Sarah Baumann, Historikerin und Prostitutionsforscherin an der Universität Fribourg sowie mit Rita Dumont¹, einer pensionierten Sexarbeiterin aus Bern.

Inhalt

«Was stört ist, dass das Phänomen Sexarbeit so uneindeutig ist»	3
«Für uns war es das Normalste der Welt, dass wir Sexarbeit gemacht haben»	11

¹ Der Name wurde von der Redaktion geändert.

«Was stört ist, dass das Phänomen Sexarbeit so uneindeutig ist»

Sarah Baumann doktort zum Thema *Deutungen, Regulierungen und Praktiken von Sexarbeit in Schweizer Städten (1950er bis 1980er Jahre)* an der Universität Fribourg. Sie fokussiert auf die heterosexuell-weibliche Sexarbeit und analysiert, wie das Phänomen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts tiefgreifende Veränderungen erfuhr. Dazu gehören die strafrechtliche Entkriminalisierung der Sexarbeit sowie das zunehmende öffentliche Engagement von Sexarbeiterinnen² und neuen feministischen Bewegungen, die sexuelle Arbeit erstmals öffentlich als eine Form der (Berufs-)Arbeit artikulierten und politisierten. Ihre Dissertation leistet einen wichtigen Beitrag zur bislang noch kaum erforschten Geschichte der Sexarbeit in der Schweiz.

Sarah Baumann, im letzten Jahr während der Corona-Pandemie hat sich die Situation für viele Sexarbeitende verschlechtert. Wie war das früher? Wie hat sich die Situation der Sexarbeiterinnen in der Schweiz in den letzten 50 Jahren verändert?

Die Realitäten der Sexarbeiterinnen waren schon in den 50er, 60er und 70er Jahren sehr vielfältig. Wie heute gab es damals Frauen, die sich aus mehreren Optionen selbstbestimmt für die Sexarbeit entschieden haben und diese selbstbewusst ausgeführt haben. Und es gab Frauen, welche die Sexarbeit als eine

von ganz wenigen Optionen gewählt haben und sich aus grosser Not prostituierten. Diese Vielfältigkeit ist ein Kontinuum. Ein Kontinuum ist aber auch, dass viele Frauen aus einer prekären Situation heraus mit der Sexarbeit begannen. Prekarität schufen zum einen die tiefen Löhne in mehrheitlich von Frauen ausgeübten Berufen, beispielsweise in der Textilindustrie, in der Gastronomie oder im Verkauf. Zum anderen hatte die Mehrheit der Sexarbei-

Sexarbeiterin und Mutter – das passte in der gesellschaftlichen Vorstellung schon damals nicht zusammen, das ist heute noch genauso.

terinnen damals – wie heute – eine schlechte Schulbildung und eine geringe oder gar keine Berufsbildung. Es waren oftmals junge, alleinerziehende Mütter, die über die Sexarbeit ihre Kinder finanzierten – welche ihnen im Übrigen oftmals weggenommen wurden. Sie wurden fremdplatziert, doch die Kosten für die Kinderheime musste sie trotzdem bezahlen – mit der Sexarbeit. Sexarbeiterin und Mutter – das passte in der gesellschaftlichen Vorstellung schon damals nicht zusammen, das ist heute noch genauso. Sexarbeit wurde nie gerne gesehen. Die Verdrängung der Sexarbeit an die Ränder der Stadt hält sich bis in die Gegenwart.

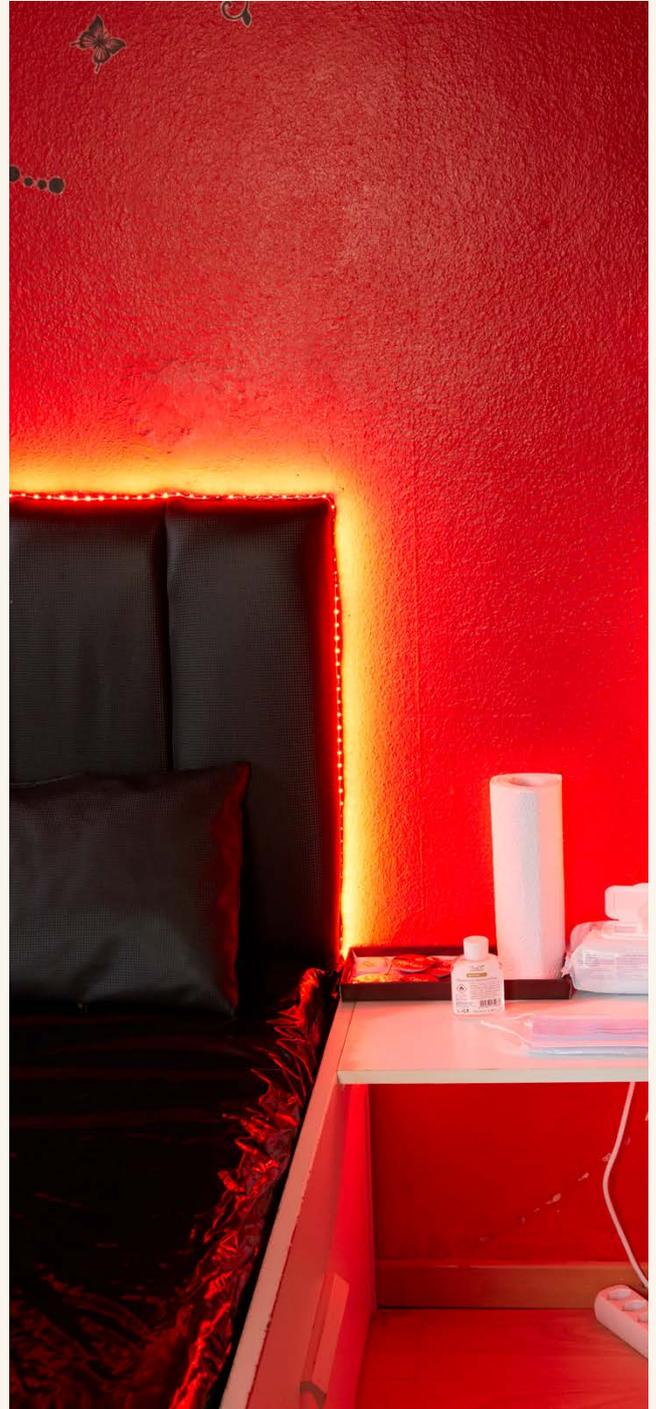
² Da Sarah Baumann zur weiblichen Prostitution forscht, wird in diesem Interview vorwiegend von Sexarbeiterinnen statt von Sexarbeitenden gesprochen.

Was hat sich denn positiv verändert?

Es gab rechtliche Verbesserungen. 1992 zum Beispiel wurde ein neues Sexualstrafrecht eingeführt. Das neue Recht schützte die sexuelle Selbstbestimmtheit des Individuums, während das alte Recht die öffentliche Sittlichkeit geschützt hatte. Damit wurde auch die homosexuelle Sexarbeit legal und der Straftatbestand der passiven Zuhälterei fiel weg. Früher machte sich jede Person strafbar, welche in irgendeiner Form vom Lohn der Sexarbeiterin profitierte, was jedes Verhältnis, das eine Sexarbeiterin einging, kriminalisierte. Was sich historisch gesehen auch verändert hat ist, dass Sexarbeiterinnen im öffentlichen Diskurs präsenter sind. Sie zeigen ihre Realitäten auf und wirken damit ein Stück weit der Stigmatisierung entgegen.

Wie sieht es mit dem Einkommen aus?

Auf dem Strassenstrich sind die Preise über die Jahrzehnte gesunken. In der Indoorprostitution sind sie – ausser im Hochpreissegment des Escortbereichs – in etwa gleich geblieben. Im gleichen Zeitraum sind die Lebenskosten aber enorm angestiegen. Sexarbeit hat sich, genau wie die Care-Arbeit, immer mehr auf Migrantinnen verlagert. Das war in den 60er Jahren noch anders, damals war Sexarbeit für Ausländerinnen illegal.



Sexarbeiterinnen werden auf gesellschaftlicher Ebene stigmatisiert. Mit der Corona-Pandemie hat sich das noch einmal verstärkt. Ist die Stigmatisierung der Sexarbeit so alt wie das Gewerbe selbst?

Der Diskurs der Sexarbeiterin als gesundheitspolitisches Problem, als Trägerin von Krankheiten, ist sehr alt. Es gibt ihn seit Mitte

Die Frage, welche Sexarbeiterinnen sichtbar sind für die breite Bevölkerung, ist interessant: Welche Form der Sexarbeit taucht in den Medien auf, welche Bilder werden verwendet?

des 18. Jahrhunderts, als sich die Bordellierung (staatlich reglementiertes Bordellwesen) der Sexarbeiterinnen in ganz Europa entwickelte und durchsetzte. Man wollte dadurch die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten eindämmen, Sexarbeiterinnen wurden regelmässig medizinisch zwangskontrolliert. Am Anfang des 20. Jahrhunderts änderte sich die Debatte etwas, weil Studien bewiesen, dass die Nachlässigkeit im privaten Sexualleben ein viel stärkerer Treiber war für die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten. Der Diskurs kam aber mit der Aids-Epidemie in den 80er Jahren wieder auf. Was aber dann anders war: Sexarbeiterinnen meldeten sich zu Wort und machten deutlich, dass sie ein grosses Interesse daran haben, sich selbst zu schützen. Diese Stimmen waren neu.

In den 80er Jahren kam auch die Drogenprostitution auf. Wie hat diese den gesellschaftlichen Blick auf die Sexarbeit verändert?

Die Beschaffungsprostitution fand auf offener Strasse statt, das heisst, sie war für die

breite Öffentlichkeit sichtbar. Sie verstärkte das Bild der Sexarbeiterin als hilfloses Opfer und der Sexarbeit als unhygienisch und gefährlich und als eine Form der Ausbeutung. Die Frage, welche Sexarbeiterinnen sichtbar sind für die breite Bevölkerung, ist interessant: Welche Form der Sexarbeit taucht in den Medien auf, welche Bilder werden verwendet? Die Beispielbilder von Sexarbeiterinnen in Zeitungen zeigen oft nur Beine – keinen Kopf – die an der Strasse stehen. Die Strassenprostituierte ist immer noch das Symbol, das Bild, das die meisten von Sexarbeiterinnen haben. Es ist die sichtbarste Form. Dabei findet der grösste Teil der Sexarbeit indoor statt. Drogenprostitution war sehr sichtbar, sehr präsent, und hat damit das Bild stark geprägt. In den letzten zwei, drei Jahren gab es viele Initiativen, um die verschiedenen Facetten der Sexarbeit aufzuzeigen. Diese Entwicklung hat mit dem Aufkommen der Sexarbeiterinnenbewegung in Frankreich und Deutschland in den 70er und 80er Jahren ihren Anfang genommen.

Was passierte damals?

Es war das erste Mal, dass Sexarbeiterinnen sich überhaupt getraut haben, öffentlich über ihre Arbeit zu sprechen. Dies hat die Stigmatisierung etwas abgeschwächt. Was sich aber hartnäckig hält, ist die Pathologisierung und Psychologisierung der Sexarbeiterinnen: Die Gleichsetzung der Tätigkeit mit der Psyche und Identität der Menschen, die sie ausüben. Bei Personen, welche sexuelle Dienstleistungen kaufen, gibt es diese Koppelung nicht. Der Sexkauf wird als temporärer Akt, welcher zu einer gewissen Zeit in einem gewissen Raum stattfindet, angesehen. Bei Sexarbeiterinnen wird diese Trennung nicht gemacht. Sexarbeit haftet an Personen, auch wenn sie die Tätigkeit aktuell nicht ausüben.

Sie haftet an ihnen als Mütter, als Bürgerinnen, als Menschen. Das hat auch zur Folge, dass diese Tätigkeit geheim gehalten werden muss und sozusagen dieses Doppelleben begünstigt, das viele führen.

Woher kommt diese Gleichsetzung der Tätigkeit mit der Identität der Person?

Man macht das auch in anderen Berufen, aber bei der Sexarbeit ist es sehr stark an eine Negativbewertung gebunden. Die Gleichsetzung des Berufes mit der Identität ist auch eine Strategie oder ein Mechanismus, um die sozialen Umstände der Sexarbeit auszublenden. Die ganzen strukturellen Bedingungen – schlechte Ausbildungen, schlechte Frauenlöhne, Fragen nach Arbeitsmöglichkeiten von Frauen – das sind alles relevante gesellschaftspolitische Fragen. Aber indem man die Prostitution aus der Person heraus erklärt, muss man sich nicht mehr mit diesen Fragen beschäftigen.

Die Gleichsetzung des Berufes mit der Identität ist auch eine Strategie oder ein Mechanismus, um die sozialen Umstände der Sexarbeit auszublenden.

Wie wehrten sich Sexarbeiterinnen gegen diese Koppelung der Person an den Beruf?

Als die Sexarbeiterinnenbewegung in den 70er Jahren aufkam, war das ein zentraler Punkt: Die Tätigkeit bestimmt nicht die Person. In Genf gab es ein interessantes Beispiel. Am Anfang der Gründung des Vereins Aspasia, welcher in den 80er Jahren entstand, stand die Diskriminierung von Sexarbeiterinnen beim sogenannten Leumundszeugnis. Damals benötigte jeder und jede, der oder die eine neue Stelle suchte, ein Leumundszeugnis von der Polizei. Sexarbeiterinnen bekamen das Zeugnis aber erst,

nachdem sie beweisen konnten, dass sie drei Jahre nicht mehr in der Sexarbeit gearbeitet hatten. Man sagte ihnen, ihr Leumund könne gar nicht moralisch einwandfrei sein, denn die Tätigkeit als Prostituierte sei Ausdruck nicht nur einer unsittlichen Lebensweise, sondern eines abnormen Charakters. Mit Aspasia setzten sich Sozialarbeitende und Sexarbeiterinnen während acht Jahren dafür ein, dass dies geändert würde. 1989 wurde die Regelung aufgehoben und auch Sexarbeiterinnen erhielten ein Leumundszeugnis.

Dadurch verhinderte man auch, dass Sexarbeiterinnen in einen anderen Beruf umsteigen konnten.

Genau, dies war der Widerspruch. Man verurteilte ihre Tätigkeit als unsittlich, ermöglichte ihnen aber nicht, den Beruf zu wechseln.

Wie hat sich denn die Sexualmoral, bzw. Normen von Sexualität und Geschlecht, über die letzten fünfzig Jahre in der Schweiz verändert und welche Faktoren spielten eine Rolle?

Die sexuelle Liberalisierung nahm Mitte der 50er Jahre ihren Anfang und kam dann in den 60er und 70er Jahren stark ins Rollen. Sexuelle Liberalisierung meinte eine Enttabuisierung der Sexualität, vor allem, dass Sexualität nicht mehr nur innerhalb der Ehe als legitim angesehen wurde. Auch Geschlechterrollen wurden in Frage gestellt. Die Idee, dass der Mann erwerbstätig ist und die Frau für die Familie zuständig ist, kam ins Wanken. Frauen erkämpften sich soziale und ökonomische Freiheiten. Sexarbeit ist aber deswegen so spannend, weil sich in ihr auch die Brüche oder Grenzen dieser Liberalisierung zeigen. Sexarbeit wurde zwar rechtlich liberalisiert und sie wurde wie nie zuvor kommerzialisiert, das heisst, das Angebot

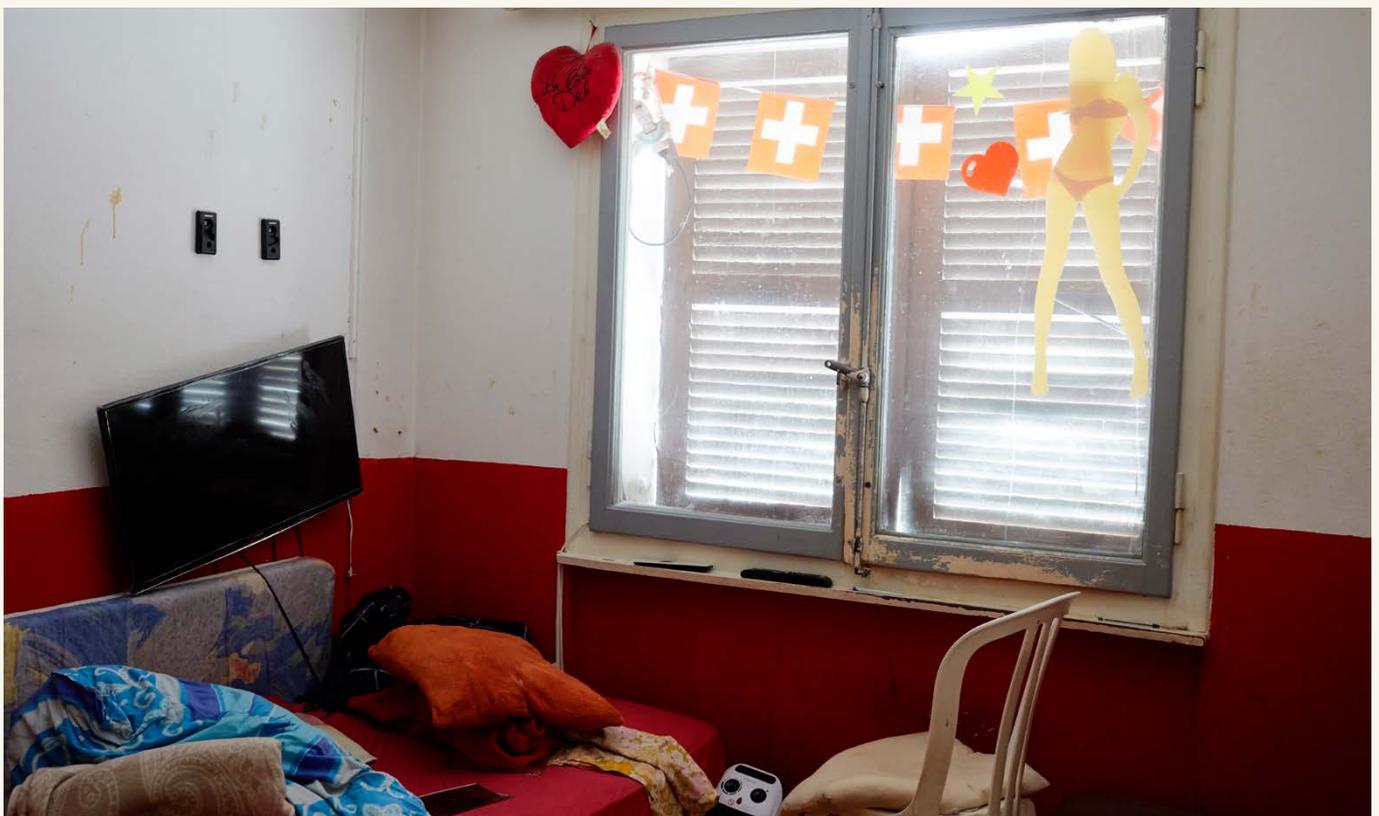
sexueller Dienstleistungen vervielfältigte sich enorm. Gleichzeitig fand nie eine wirkliche Enttabuisierung und Entstigmatisierung statt. Damals wie heute wird Sexarbeit aus dem öffentlichen Raum verdrängt und unsichtbar gemacht.

Was stört eigentlich so fest an der Sexarbeit?

Wie Sexarbeit problematisiert wird, ist sehr zeit- und kontextabhängig. In den 50er Jahren gab es in der Schweiz, aber auch in Frankreich, England und Deutschland, plötzlich eine sehr grosse Debatte zur Sexarbeit, vor allem zur Strassenprostitution. Man war damals, nach dem Zweiten Weltkrieg, in einer Umbruchzeit und die Gesellschaft hatte eine starke Sehnsucht nach Stabilität. Diese wollte man unter anderem durch eine klare Grenzziehung in Bezug auf Geschlechterrollen und einer klaren Verordnung der Sexualität in der Ehe erreichen. Die Strassenprostituierte versties auf allen Ebenen gegen diese Norm: Eine Frau

spät abends alleine ausser Haus, welche ihr eigenes Geld verdient, und dann noch mit dem Verkauf von Sex. Das war völlig illegitim. In den 60er und 70er Jahren veränderte sich das und Sexarbeit wurde weniger als ein moralisches Problem angesehen, sondern, vor allem in den Städten, als Lärmproblem. Die Freier fuhren neu im Auto zum Strassenstrich. Die Anwohner und Anwohnerinnen am Strassenstrich konnten nicht schlafen und beschwerten sich wegen dem Verkehr. Dies nur als Beispiel für die Kontextgebundenheit der Prostitutionsdebatte.

*Die Strassenprostituierte versties auf allen Ebenen gegen diese Norm:
Eine Frau spät abends alleine ausser Haus, welche ihr eigenes Geld verdient, und dann noch mit dem Verkauf von Sex.*



Und was stört heute?

Ich glaube, Sexarbeit stört auch deshalb, weil das Phänomen Sexarbeit so uneindeutig ist. Heute gibt es eine extrem polarisierte Debatte und zwei verhärtete Positionen: Die einen sagen, Sexarbeit kann niemals ein freiwilliger Akt sein, es passiert immer aus einer Not heraus, es ist immer eine Form der Unterdrückung der Frau. Auf der anderen Seite stehen Personen, die sich gegen diese Pauschalisierung von allen Sexarbeitenden als Opfer wehren und sagen, dass es durchaus Frauen sowie Männer gibt, die einvernehmlich sexuelle Dienstleistungen gegen Geld anbieten.

Und ich glaube diese Uneindeutigkeit, diese Vielfalt der Realitäten, macht Sexarbeit zu einem Thema, das die Gesellschaft sehr aufwühlt.

Was sagen denn die Sexarbeiterinnen selbst?

Das Interessante ist, dass sich Sexarbeiterinnen in beiden Positionen zu Wort melden. Es gibt diejenigen, die sagen, dass sie diese Tätigkeit selbstbestimmt ausüben. Und es gibt diejenigen, die ihre Prostitutionserfahrung als eine einzige, lange Vergewaltigung beschreiben. Das zeigt, wie uneindeutig das Phänomen Sexarbeit ist. Und ich glaube diese Uneindeutigkeit, diese Vielfalt der Realitäten, macht Sexarbeit zu einem Thema, das die Gesellschaft sehr aufwühlt. Sie kann dazu keine Haltung entwickeln ohne jeweils einen Teil der Realität zu vernachlässigen.

Wann nahm diese Debatte über Freiwilligkeit und Zwang ihren Anfang?

Diese Debatte kam in den 70er Jahren im Kontext der neuen Frauenbewegungen auf. Der Begriff der Sexarbeit entstand in dieser Zeit. Die Sexarbeiterin Carol Leigh lancierte *Sex Work Industry* als Gegenbegriff zur *Sex Use Industry*. Der Begriff der *Sex Use Industry* zielte vor allem auf Abhängigkeit und Kommerzialisierung. *Sex work* sollte betonen, dass es sich um Arbeit im Sinne einer Dienstleistung handelt. Dagegen gab es von Anfang an eine starke feministische Gegenwehr. Sexarbeiterinnen, welche darauf beharrten, die Arbeit freiwillig auszuüben, wurden als nicht-repräsentativ gebrandmarkt.

Inwiefern hat diese Debatte zu Zwang und Freiwilligkeit der Sexarbeit die feministische Bewegung gespalten?

In den 70er Jahren setzten feministische Bewegungen neue Themen auf die politische Agenda wie Sexualität, Körperlichkeit und (Frauen)arbeit. Sexarbeit war dabei sehr zentral, weil es alles miteinander verkoppelte. Doch das Thema Sexarbeit hat die Bewegung gespalten und diese Spaltung hält bis heute an. Dies war vor allem in Deutschland und England der Fall. Für Prostitutionsgegnerinnen war und ist Prostitution immer eine patriarchale Unterdrückung der Frau.

In den 50er Jahren wurde Sexarbeit ausgegrenzt, weil sie als unmoralisch galt. Später und bis heute wird sie bekämpft, weil sie von einem Teil der Feminist*innen als Gewalt an Frauen angesehen wird. Gibt es einen Zusammenhang zwischen der Stigmatisierung von Sexarbeiterinnen als Opfer und der Zunahme von Migrantinnen seit den 90ern, welche in der Sexarbeit tätig sind?

Die stereotype Wahrnehmung von Migrantinnen als wenig handlungsfähig ist in der Schweiz in der Politik, in den Medien und in der Gesellschaft sehr präsent. Migrantinnen werden – nicht nur im Sexgewerbe – häufig als Opfer ihrer männlichen Familienangehörigen, ihrer Traditionen und Religionen beschrieben. Dass Frauen, die in die Schweiz migrieren, erwerbstätig sind, für den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien aufkommen, dass sie kompetent und handlungsfähig sind, wird sehr viel seltener thematisiert.

Bei der Sexarbeit wird dieses Bild der Migrantin als Opfer nochmals verstärkt. Denn Frauenhandel und Zwangsprostitution finden statt, auch in der Schweiz. Auch bei den Frauen, die keine Opfer von Menschenhandel sind, arbeiten und leben viele unter schwierigen Bedingungen. Besonders Frauen ohne legalen Status werden ausgebeutet: Sie zahlen z. B. überteuerte Mieten oder müssen einen Grossteil ihres Verdienstes an Bordellbesitzer*innen abgeben. Das sind Realitäten. Was dabei oft vergessen geht, ist, dass viele Sexarbeiterinnen nicht pauschal Opfer sind, sondern eigenständig handeln und Entscheidungen treffen. Sie sehen in der Sexarbeit eine Verdienstmöglichkeit, sie bringen die für diese Arbeit nötigen Kompetenzen mit oder entwickeln sie, sie verhandeln Preise und Praktiken und entwickeln Strategien, um sich vor Gewalt oder Krankheiten zu schützen.

Haben sich Sexarbeiterinnen in der Schweiz auch organisiert und politisiert?

In der Schweiz gab es im Vergleich zu England, Deutschland und Frankreich keine organisierte Sexarbeiterinnenbewegung. Einerseits war die Polizei, im Vergleich beispielsweise zu Frankreich, viel weniger repressiv, d.h. es gab weniger Widerstand von Sexarbeiterinnen. Auf der anderen Seite gibt es bei sozialen Bewegungen in der Schweiz ein paar grundsätzliche Hürden: Verschiedene Sprachen und unterschiedliche kantonale Strukturen erschweren die Gründung und Arbeit von nationalen Bewegungen.

Nicht alle Sexarbeitende identifizieren sich selber so stark mit ihrer Tätigkeit, dass sie sich organisieren wollen. Sie machen schlussendlich einfach einen Job.

Ein anderer wichtiger Punkt: Sexarbeit ist seit den 1980er Jahren und zunehmend seit der Einführung der Personenfreizügigkeit 1999 sehr viel mobiler geworden. Sexarbeitende kommen und gehen, ihr Zuhause ist nicht in der Schweiz, ihre Familie auch nicht. Die behördlichen Regelungen haben sich zudem extrem verkompliziert. Dies alles erschwert die organisierte Sexarbeit. Was auch zentral ist: Nicht alle Sexarbeitende identifizieren sich selber so stark mit ihrer Tätigkeit, dass sie sich organisieren wollen. Sie machen schlussendlich einfach einen Job.

Spielt Stigmatisierung auch eine Rolle?

Die Stigmatisierung von Sexarbeiterinnen ist sicher ein wichtiger Grund für die fehlende politische Mobilisierung. Denn viele müssen nach wie vor ihre Tätigkeit vor ihren Familien und Kindern geheim halten. Es braucht extrem viel Mut, sich in der Öffentlichkeit zu äussern und Rechte einzufordern. Solange diese Stigmatisierung da ist, ist es meiner Meinung nach viel verlangt von Sexarbeiterinnen, dass sie selber hinstehen und mehr Rechte einfordern sollen. Sexarbeit ist in der Schweiz legal. Die Gesell-

schaft muss dafür sorgen, dass Sexarbeiterinnen ihre Tätigkeit unter sicheren und guten Rahmenbedingungen ausüben können und dass sie geschützt sind. Ein Beispiel ist der Mietwucher: Immobilienbesitzer haben schon in den 50er Jahren enormen Profit aus der Sexarbeit geschlagen. Schon damals mussten Sexarbeiterinnen in vielen Fällen das dreifache an Miete bezahlen. All diese Rahmenbedingungen muss der Staat, nicht die Sexarbeiterin, ändern. Das ist eine gesellschaftliche Aufgabe.



«Für uns war es das Normalste der Welt, dass wir Sexarbeit gemacht haben»

Rita Dumont aus Bern war fast ihr ganzes Leben lang als Sexarbeiterin tätig. Heute ist sie pensioniert und arbeitet ehrenamtlich im sozialen Bereich. Im Gespräch mit ProCoRe erzählt sie von ihren jahrzehntelangen Erfahrungen in der Sexarbeit.

Rita Dumont³, wann haben Sie mit der Sexarbeit angefangen?

Ungefähr 1967. Ich dachte einfach, ich mache das mal ein Jahr lang. Ich brauchte Geld, wie es so ist, wenn man jung ist und alles kaufen will, was man sieht. Ich arbeitete im Stadttheater

Irgendwann sagte mir einer:

«Mach doch den Strich».

Und ich fragte: «Was ist das?»

Und dann erklärte er es mir.

Er war übrigens Polizist.

an der Garderobe und hatte noch andere Jobs. Irgendwann sagte mir einer: «Mach doch den Strich». Und ich fragte: «Was ist das?» Und dann erklärte er es mir. Er war übrigens Polizist. Ich dachte, das ist nicht schlecht, aber ich weiss nicht, ob ich das kann. Bis dahin kannte ich Sexarbeitende nur vom Sehen her und hatte immer einen Umweg um sie gemacht. Dann probierte ich es selber.

Wie waren ihre ersten Erfahrungen als Sexarbeiterin?

Ich ging nach Zürich, wo mich niemand kannte. Ich stand an der Strasse und lief hin und her. Dann hielt ein Auto und ich sagte, es kostet fünfzig Franken. Aber ich hatte keine Ahnung, wie das geht und was man macht. Der Mann hat das gemerkt, aber er war sehr nett. Er sagte: «Hör zu, behalte die fünfzig Franken, wir rauchen einfach zusammen eine Zigarette und dann bringe ich dich wieder zurück». Das war mein erster Kunde. Beim zweiten rannte ich davon und dachte, ich kann das nicht. Am nächsten Tag versuchte ich es nochmals, zusammen mit einer Frau, die bereits Erfahrung hatte. Und dann hat das so angefangen.

Arbeiteten Sie voll oder nebenberuflich als Sexarbeiterin?

Ich wollte ja eigentlich Pianistin werden. Ich ging ans Konservatorium, übte vier Stunden pro Tag Klavier, arbeitete nebenbei in einem Büro und nachts als Sexarbeiterin. Irgendwann gab ich den Bürojob aber auf.

In den 60er Jahren kam es auch in der Schweiz zu einer sexuellen Liberalisierung. Gab es dadurch eine grössere Toleranz für die Sexarbeit?

Nein. Damals wurden Frauen, die auf dem Strassenstrich arbeiteten, regelmässig wegen «Anlockung zur Unzucht» verhaftet.

³ Der Name wurde von der Redaktion geändert.

Waren Sie auch im Gefängnis?

Nein, ich konnte immer durchschlüpfen. Ich hatte gehört, dass man nicht verhaftet wird, wenn man die Arbeit nebenberuflich macht. Und so habe ich das dann gemacht. Ich arbeite bis ungefähr fünf Uhr morgens auf der Strasse und ging nachher von fünf Uhr bis acht Uhr Büros putzen.

Haben Sie mit der Sexarbeit gut verdient?

Damals verdienten alle gut. Wer schlecht arbeitete, hatte vielleicht zehn Kunden pro Tag. Und die anderen zwanzig, dreissig oder gar vierzig Kunden. Vierzig Kunden hatte ich nur einmal. Aber regelmässig um die zwanzig. Zwanzig mal fünfzig Franken für fünf Minuten, das gab einen Tausender pro Tag. Zehn Minuten kostete hundert Franken. Der Geschlechtsverkehr ging aber eigentlich nie länger als fünf, sechs Minuten, danach gingen die Männer wieder. So konnte man fünf oder sechs Männer in einer Stunde abfertigen.

In den 70er Jahren fingen Sexarbeitende, vor allem in Frankreich und Deutschland, an sich zu organisieren und zu politisieren. Wie war das damals in der Schweiz, haben Sie sich auch organisiert?

Davon merkte man hier nichts. Wir waren ungefähr sechzig Frauen, die in der Allmend in Bern arbeiteten. Jede für sich alleine. Wir wussten nichts von organisierter Sexarbeit.

Und wie hat sich die in den 80er Jahren aufkommende Aids-Pandemie auf ihr Arbeitsleben ausgewirkt?

Gar nicht. Das hatte ja nichts mit uns zu tun. Wir haben alle immer sauber gearbeitet, mit Kondom. Ich habe auch nie etwas angefasst, oder nur mit einem Tuch, und liess mich selber nicht anfassen. Ich habe nie Oralsex ge-

macht, davor ekelte ich mich, und ausserdem wollte ich mich vor Krankheiten schützen. Bei uns auf dem Platz machten das nur wenige. Diejenigen, die solche Dinge machten, haben wir regelmässig vom Platz gejagt. Wir haben untereinander immer für Ordnung gesorgt.

Wussten ihre Freunde und Familie von ihrem Beruf?

Meiner Mutter habe ich es nie gesagt, die hätte das nicht verstanden. Für uns Sexarbeitende war es ja enorm schwierig, eine Wohnung zu bekommen, wenn man wusste, womit wir unser Geld verdienen. Viele haben auch ihre Wohnungen verloren, auch wenn sie nicht zu Hause arbeiteten. Als ich wieder mal eine Wohnung suchte, sagte ich zum Hausbesitzer: «Hören Sie zu, ich arbeite auf dem Strich».

*Damals verdienten alle gut.
Wer schlecht arbeitete,
hatte vielleicht zehn Kunden pro Tag.
Und die anderen zwanzig, dreissig
oder gar vierzig Kunden.*

Wie hat er reagiert?

Er fing an zu lachen und sagte, das hätte er nicht gedacht, ich sähe ja so normal aus. Er gab mir die Wohnung unter der Bedingung, dass ich nicht zu Hause arbeitete. Das wollte ich sowieso nicht, es war sicherer draussen, wo viele Frauen zusammen waren und einander sahen und hörten. Später zog unter mir eine neue Frau ein und der Vermieter sagte zu ihr: «Die Person, die oberhalb von ihnen wohnt, arbeitet nachts, machen sie also bitte keine lauten Arbeiten am Morgen». Das hat mir gezeigt, dass ich mit meinem Beruf akzeptiert war. Wenn ich in meinem Quartier spazieren ging und mich

Nachbarinnen fragten, was ich arbeitete, dann erklärte ich es ihnen. Einige fanden das wahn-sinnig interessant und luden mich zum Kaffee ein, um mehr zu erfahren. Man muss es ein-fach immer sagen. Wenn man nichts sagt und nicht redet, dann sagen alle «oh schau die da». Aber wenn man redet, gehört man dazu.

*Wir sagten immer:
«Jede gegen jede und jede für jede»*

Wie lange haben sie als Sexarbeiterin gearbeitet?

Bis ich 68 war. Ich könnte aber auch jetzt noch arbeiten. Das Alter ist kein Hinderungsgrund. Früher, als ich anfing auf dem Platz (Allmend) zu arbeiten, da waren zwei der sechzig Frauen über vierzig. Wir waren ja alle um die zwanzig. Aber die Frauen über vierzig arbeiteten mehr und machten mehr Geld als wir. Es kommt nicht auf das Alter an, nicht auf das Aussehen. Ich kenne Frauen, die sind fünfundsiebzig, oder eine ist gar neunundachtzig, und die arbeiten immer noch ab und zu als Sexarbeiterinnen. Die haben ihre Stammkunden, man kennt sich ja über die Jahre. Mich rufen auch heute noch ehemalige Kunden an. Einer hat einen Bauernhof und bringt mir manchmal Sachen vom Hof; ein anderer kommt aus Italien und bringt mir regelmässig Olivenöl. Für uns war es das Normalste der Welt, dass wir Sexarbeit gemacht haben.

Wie hat sich ihrer Meinung nach die Situation von Sexarbeitenden über die Jahrzehnte bis heute verändert?

Das ist schwierig zu sagen, ich kenne mich nicht mehr so aus. Heute arbeiten ja viele im Internet. Oder sie kommen aus dem Ausland und arbeiten in grossen Bordellen oder Hotels. Das wirkt für mich sehr unfrei.

Sie haben ihr Leben lang selbstbestimmt als Sexarbeiterin gearbeitet?

Ja. Die wenigsten Frauen hatten einen Zuhälter. Einige hatten auch einfach einen Mann, der von ihrem Lohn lebte, aber nicht in einem kriminellen Sinn. Einmal, vor vielen Jahren, da fuhr ein Auto mit zwei Männern auf die Allmend. Sie drohten uns, sagten, wenn wir nicht jede hundert Franken pro Nacht bezahlten, würden sie uns vertreiben und ihre eigenen Frauen bringen. Da haben wir – wir waren ungefähr dreissig Frauen – sie eingekreist und ihr Auto kaputt geschlagen. Die kamen danach nie mehr. Wir haben das immer gleich so geregelt.

Ist das aber nicht eben ein Beispiel für eine Art Organisation? Ein Kollektiv, das für seine Rechte einsteht?

Stimmt, so habe ich das gar nie betrachtet. Wir sagten immer: «Jede gegen jede und jede für jede». Wenn eine den Service billiger anbot beispielsweise, jagten wir sie vom Platz.

In den 90er Jahren kamen immer mehr Migrantinnen, um als Sexarbeiterinnen in der Schweiz zu arbeiten. Haben sie das auch gespürt?

Ja, aber wir vertrieben sie ehrlich gesagt regelmässig vom Platz. Sobald bei uns eine Frau mit einem Zuhälter auftauchte, oder er irgendwo etwas entfernt wartete, gingen wir auf den Mann los. Die hatten Angst. Bei uns in der Gruppe gab es Frauen, die waren regelrechte Schlägerinnen. Eine nannten wir nur

Bei uns in der Gruppe gab es Frauen, die waren regelrechte Schlägerinnen. Eine nannten wir nur «O-Mafia». Die war unheimlich.

«O-Mafia». Die war unheimlich. Stahl ein Mann Geld, oder bezahlte nicht, oder war gewalttätig gegen eine Frau, dann wurde er von denen zusammengeschlagen. Das hätte ich selbst nicht gekonnt, ich war keine Schlägerin. Aber wir haben sie immer unterstützt, mit Geschrei und Rufen oder so. Das war schon eindrücklich. Einmal kam ein Mann mit einem wahnsinnig

teuren Auto. Er hatte irgendetwas gemacht, ich weiss nicht mehr was. Wir banden ihn an einen Laternenpfahl und kreisten ihn ein. Er hatte sogar eine Pistole. Ich glaube, wir haben ihm Pfefferspray ins Gesicht gesprüht und sein Auto kaputt geschlagen. Ein Passant, der das sah, rief die Polizei. Dann hauten wir jeweils ab. Der Mann kam jedenfalls nie mehr. Wir waren furchtlos, kannten keine Angst. Wenn eine rief, oder zu lange bei einem in einem Auto war, dann gingen wir hin und schauten zum Rechten. Wir waren da, beobachteten, schauten aufeinander. Darum sollte man nie alleine irgendwohin gehen mit einem Mann. Es gibt Männer, die sind gefährlich, auch wenn sie nett und anständig wirken.

Wenn sie zurückschauen auf ihr Leben, würden Sie den Beruf nochmals wählen?

Es wäre natürlich auch toll gewesen, einen guten Beruf zu lernen. Aber Sexarbeit war auch gut. Manchmal fuhr ich um Mitternacht noch schnell nach Frankreich und ging ins Casino. Oder ich fuhr regelmässig nach Nizza, verbachte dort ein paar Tage, verschwendete mein Geld! Ich konnte nie sparen, andere wurden mit dieser Arbeit jedoch wahnsinnig reich.

ProCoRe

ProCoRe ist ein gesamtschweizerisches Netzwerk, welches die Interessen von Sexarbeitenden in der Schweiz vertritt und sich insbesondere für die Verbesserung ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen einsetzt. ProCoRe anerkennt Sexarbeit als gesellschaftliche Realität sowie als professionelle Tätigkeit. Gleichzeitig bekämpfen wir Ausbeutung, Menschenhandel und Stigmatisierung in der Sexarbeit.

ProCoRe
11 Rue de Pâquis
1201 Genève
info@procore-info.ch
www.procore-info.ch

Spendenkonto ProCoRe:

Postkonto: 15-561454-7

IBAN: CH26 0900 0000 1556 1454 7

[Online-Spenden](#)



Impressum

Redaktion: Nathalie Schmidhauser, Rebecca Angelini

Text: Nathalie Schmidhauser

Gestaltung: Laura Gomez

Fotos: Yoshiko Kusano